

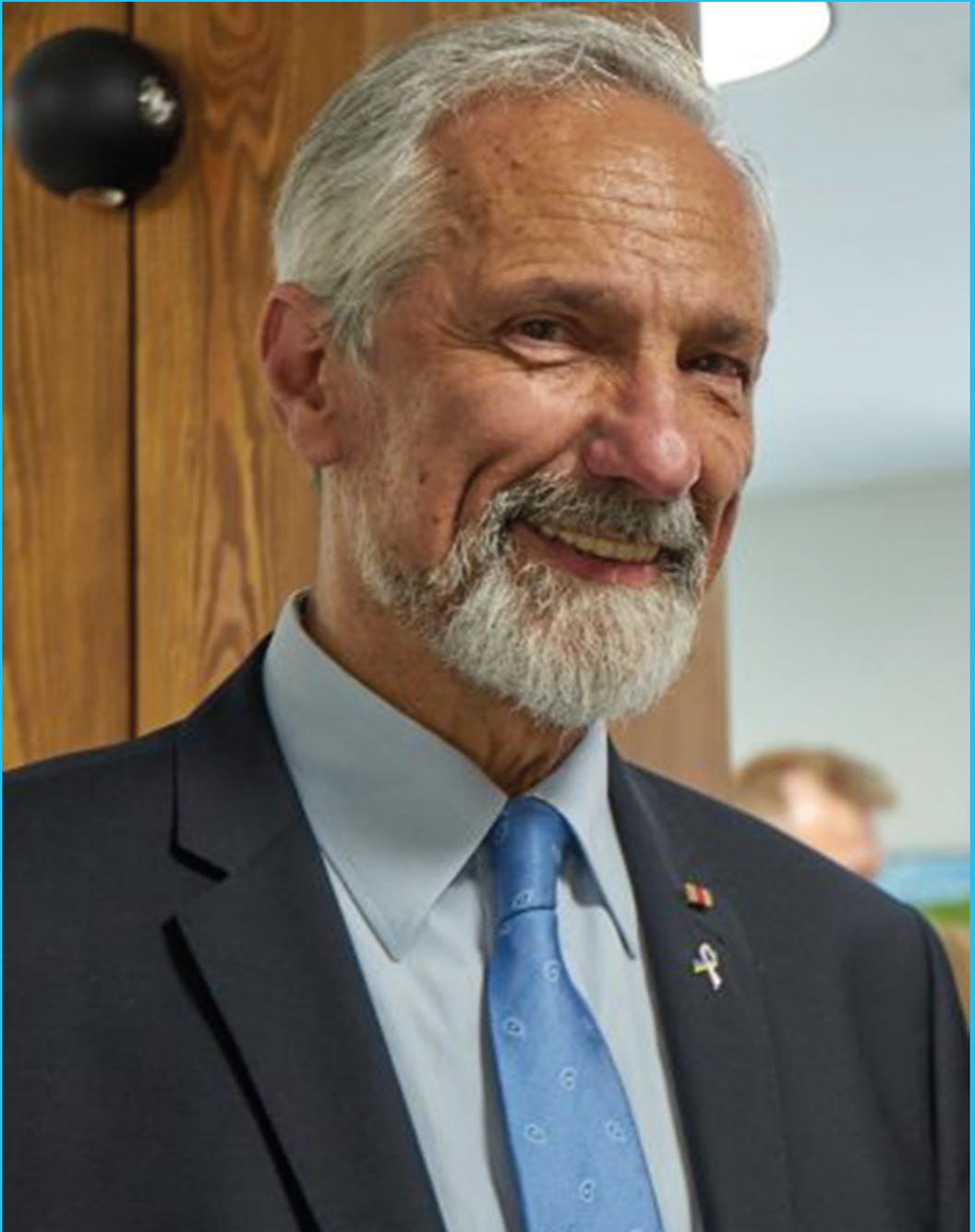
34. Jhg. MAI 2024 Nr.5 (426)

MASURISCHE STORCHENPOST



Vorsitzender des Rates für die Zusammenarbeit mit Ukraine und des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten des polnischen Sejm, Pawel Kowal (li.) mit dem Botschafter der Republik Polen in Deutschland, Dariusz Pawłoś, fot. © gov.pl

S.9



„Ruhestand ist nicht das Ende, sondern eine Gelegenheit, das Leben aus einer neuen Perspektive zu betrachten.“ – Dalai Lama

Foto: Foto: Luis Schönecker S.3

*Wiktor Marek Leyk
ging im Mai in den Ruhestand.
Er diente 30 Jahre lang als Beauftragter
des Woiwoden und des Marschalls
für nationale und ethnische Minderheiten.*

*Herr Leyk, vielen Dank für die langjährige Zusammen-
arbeit und Ihren Beitrag
zur Schaffung eines guten Klimas
für nationale Minderheiten.
Wir wünschen Ihnen alles Gute
auf Ihrem weiteren Lebensweg.*

Masurische Gesellschaft

Wir sind Menschen desselben Wegs

Interview mit Wiktor Marek Leyk, Beauftragter des Marschalls für Angelegenheiten nationaler und ethnische Minderheiten

Tadeusz Willan: Seit zwanzig Jahren sind Sie Bevollmächtigter der Führung der Wojewodschaft für nationale und ethnische Minderheiten. Wie waren Ihre zwanzig Jahre?

Wiktor Marek Leyk: Ganz kurz gesagt sehr gut. Erst war ich Bevollmächtigter des Wojewoden von Allenstein. Das wurde ich im August 1994 ziemlich unerwartet, aber so war immer das Vorgehen des damaligen Wojewoden von Allenstein Dr. Janusz Lorenz. Anfangs war des Umfeld der nationalen Minderheiten von meiner Kandidatur nicht entzückt, aber ich denke, dass wir uns nach zwanzig Jahren aneinander gewöhnt haben. Ganz im Ernst-. das war aus Sicht der damaligen Regionalverwaltung eine außergewöhnlich schlaue Maßnahme. Als die Vertreter der verschiedenen nationalen Minderheiten für die Berufung eines Bevollmächtigten appellierten, hatten sie die Idee, dass das ein Vertreter ihres Umfelds sein wird, und der Wojewode wählte zwar den Vertreter einer Minderheit, aber einen Masuren, darüber hinaus evangelischen Bekenntnisses und dazu noch aus einer polnischen Familie.

Ihre Familie hat sich bedeutend in die Geschichte Masurens eingeschrieben. Wie viele Masuren betrafen sie auch tragische Ereignisse. Hat dieser historische Ballast Ihnen die Erfüllung der Funktion des Bevollmächtigten erschwert oder erleichtert?

Das eine und das andere. Er hat es erschwert, denn die der ma-

surischen Bevölkerung auferlegte Situation, darunter besonders die tragischen Ereignisse nach dem Einmarsch der Roten Armee, Plünderung und die so genannte „Verifikation“, die die Mehrheit der masurischen Bevölkerung nach dem Krieg betraf, war der Gesellschaft der Region nicht allgemein bekannt. Und dieser Ballast der Erinnerung steckt doch in den folgenden masurischen Generationen bis heute und verursachte, dass ein großer Teil unserer Landsleute wie man früher sagte, hinter die Oder emigrierte. Die hingegen, die geblieben waren, traten nach 1990 zu einem großen Teil den deutschen Gesellschaften bei. Aber auf der anderen Seite hatte ich eine erleichterte Aufgabe, denn als Einheimischer bin ich denselben Weg gegangen wie andere Masuren, und war außerdem eine Person, die im öffentlichen Leben von Ermland und Masuren wiedererkennbar war.

Die Vertreter der nationalen Minderheiten sind der Meinung, dass Sie deshalb so viele Jahre ein unabhängiger Sprecher ihrer Interessen sind und ihre Bedürfnisse und Sehnsüchte verstehen, weil Sie selber zu den Menschen mit vielschichtiger nationaler Identität gehören.

Ja, ich habe das vorhin erwähnt, aber ich will noch eine Frage unterstreichen. Eine Person, die aus der Minderheit stammt, wie in meinem Fall sogar aus einer doppelten, weil ethnisch und vom Bekenntnis her, hat eine besondere Empfindlichkeit für andere Nationen in einer ähnlichen Situation, irgendwie sind wir Menschen desselben Weges, jeder von uns hat das in der Realität empfunden, ob Intoleranz, manchmal sogar Diskriminierung, ob ein Leben im einzig richtigen politischen System oder im allgemein herrschenden Glauben. Daher das natürliche Verständnis und die gemeinsa-

me Sprache mit anderen Menschen aus nationalen Minderheiten.

Welche Erfahrungen haben Sie in der Zusammenarbeit mit einzelnen nationalen Minderheiten? Sie haben keine ausgezeichnet, alle waren Ihnen gleich nah, aber ihr Bild ist doch unterschiedlich. Welche kommen am besten klar? Welche haben die größten Erfolge?

Die Political correctness legt nahe, zu bestätigen, dass es nur gute Erfahrungen sind. Aber ein Leben ohne Konflikte und Probleme ist abgesehen davon, dass es langweilig wäre, unrealistisch. Zum Beispiel war der Raumbedarf der deutschen und der ukrainischen Gesellschaften ein schwierig zu lösendes Problem. Die deutsche Minderheit bekam 1995 nach vielen verschiedenen Vorschlägen und misslungenen Versuchen das Kopernikus Haus in Allenstein, das jedoch nicht alle deutschen Gesellschaften versammelt. Der Verband der Ukrainer dagegen erwarb nach vielen misslungenen Proben von der Stadtverwaltung ein Lokal im Zentrum von Allenstein, aber das ist kein repräsentativer Sitz. Am Rande bemerkt, kaum jemand erinnert sich daran, dass zu einem bestimmten Moment der Verband der Ukrainer den Vorschlag erhielt, das Haus der Begräbnisvorbereitung beim Jüdischen Friedhof in der ulica Zyndrama z Maszkowic zu übernehmen, es war sogar ein Mietvertrag unterschrieben. Wegen des erbärmlichen technischen Zustands wurde diese Idee nicht umgesetzt. Da ich mich immer bemüht habe und bemühe, alle Minderheiten genauso zu behandeln, antworte ich nicht auf den zweiten Teil der Frage. Ich kann nur auf einige interessante Errungenschaften hinweisen, die sich dauerhaft in das kulturelle Leben Ermland und Masurens eingetragen haben. Ich erwähne hier etwa den jährlichen Tag der nationalen

Minderheiten, der von der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit organisiert wird, das Musikfestival „Unter einem gemeinsamen Himmel“, das gemeinsam vom Verband der deutschen Gesellschaft in Ermland und Masuren und der Abteilung des Verbandes der Ukrainer OZU in Allenstein organisiert wird oder die immer interessantere Schau der Radio- und Fernsehtätigkeit „Kalinote mostly“, dessen Gründer und Realisator der Vorsitzende des OZU Stefan Migus ist. Es wird eine Reihe sehr interessanter kultureller Ereignisse der Minderheit in der ganzen Region realisiert. In diesem Kontext möchte ich unbedingt auch die Aktivität der Masurischen Gesellschaft hervorheben - das jährliche Masurische Begegnungsfest im Mai, früher in Karwen, Sorquitten, Sensburg und Peitschendorf, und seit vielen Jahren in Kruttinnen, und die seit 1990 herausgegebene Monatsschrift „Masurische Storchenpost“.

Sie kennen den Zustand der einzelnen nationalen und ethnischen Minderheiten in Ermland und Masuren, Sie kennen die Aktivität ihrer Organisationen. Wie ist Ihre Prognose für die nächsten Jahre? Wie ist die Zukunft dieser Minderheiten? Werden sie ihre eigene Identität stärken oder langsam im Meer der Mehrheitsgesellschaft zerfließen?

Ich erinnere mich an eine Konferenz, die in der zweiten Hälfte der 90er Jahre in Allenstein im „Novotel“ durch die Ostsee-Akademie Travemünde organisiert wurde, auf der die Frage fiel, ob die deutsche Minderheit irgendeine Zukunft in Ermland und Masuren hat? Die Diskussion war sehr kontrovers, und viele antworteten, dass es in einigen Jahren die deutsche Minderheit bei uns nicht geben wird. Heute sehen wir aus der Erfahrung, dass es alle Minderheiten auf unserem Gebiet gut haben. Es gibt keine Ängste vor dem Verlust

der eigenen Identität, wofür der beste Beweis gemeinsame kulturelle Veranstaltungen sind, die sich an alle Einwohner der Region richten. Wir haben sogar die Situation, dass in Elbing eine Gesellschaft der Armenier auftauchte, die nach 1990 zu uns gekommen sind. Lediglich die weißrussische Minderheit auf unserem Gebiet assimiliert sich deutlich.

Danke für das Gespräch. Herzliche Glückwünsche zum schönen Jubiläum.

„Masurische Storchenpost“ Nr. 5 2014

In Berlin wurde Tag der Verfassung der Republik Polen vom 3. Mai 1791 gefeiert

von Arkadiusz Łuba

Anfang Mai lud der Botschafter der Republik Polen in der Bundesrepublik Deutschland, Dariusz Pawłoś, in den Garten der Berliner Botschaft ein, den Tag der Verfassung vom 3. Mai zu feiern. Die polnische Verfassung von 1791 gilt als erste moderne Verfassung in Europa nach der am 17. September 1787 verabschiedeten Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Feierlichkeiten wurden mit einem alten Lied eröffnet, das alljährlich zur Erinnerung an die polnische Verfassung aufgeführt wird: Witaj, majowa jutrzeńko!, zu Deutsch etwa: Willkommen, Maienmorgenröte! Eine der Strophen dieser Mazurka lautet:

Sei begrüßt, dritter Mai,
Der uns Freiheit verkündet,
Die Unterdrücker sind bereits geflohen,
Polen, heute triumphierst du.

Inhaltlich orientierte man sich bei der Verfassung vom 3. Mai 1791 an den Ideen der Aufklärung, der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte sowie den seit dem 16. Jahrhundert in Polen selbst stattfindenden Reformdiskursen. So feiere man in Berlin nicht nur einen historischen Meilenstein in polnischer Geschichte, sondern auch grundlegende Werte, die das Land geprägt hätten, sagte in seiner Begrüßungsrede der Botschafter der Republik

Polen, Dariusz Pawłowski. Er nannte die Verabschiedung der Verfassung einen Akt der Weitsicht und des Mutes. Und stellte ihn in eine Reihe zusammen mit anderen für Polen wichtigen Ereignissen: „Diese Tatsache betone ich gerne an Gesichts des Jahrestages, den wir am 1. Mai feiern – unseres Beitritts zur Europäischen Union vor 20 Jahren. Wir konnten an dem Tag in manchen deutschen Medien interessante Stimmen der Fachleute hören, die beispielsweise meinten, Polen sei eine junge Demokratie. Vielen Dank für dieses Kompliment. Aber so jung ist die polnische Demokratie gar nicht. Auch das Wahlrecht haben die Frauen in Polen früher bekommen als zum Beispiel in Deutschland. Ausgerechnet heute, im 21. Jahrhundert, bleiben Werte der Verfassung vom 3. Mai für uns von großer Bedeutung. In einer Zeit, in der die Welt mit Herausforderungen wie globalen Konflikten, wirtschaftlichen Unsicherheiten und Umweltproblemen konfrontiert ist, erinnert uns der 3. Mai daran, dass unsere Gesellschaft auf den Prinzipien der Freiheit, der Menschenrechte und der Rechtsstaatlichkeit beruht“.

Auch die Staatsministerin für Europa und Klima im Auswärtigen Amt Anna Lührmann hob die Bedeutung der ersten europäischen Verfassung hervor. Sie zitierte einige Zeilen aus dem Dokument: Wir machen hier durch Kund und versicher öffentlich völlige Freiheit allen Leuten, die entweder nun in unser Land kommen, sich allda niederzulassen oder die ehemals unser Land verlassen haben und jetzt dahin zurück kommen wollen. Ein jeder Mensch, der sei, woher er wolle, sowie nur seine Füße den polnischen Boden und Grund betreten, völlig freier Herr und Meister sein soll, seine Kunst und Geschicklichkeit zu benutzen.

Für Lührmann sei „die in der Mai-Verfassung zum Ausdruckgebrachte Freiheitsliebe wirklich beeindruckend“: „In der Summe steht der 3. Mai für den Wunsch, in Frieden, in Freiheit, in Sicherheit, Wohlstand und in Selbstbestimmung zu leben. In derselben Tradition begehen wir dieses Jahr zwei weitere wichtige Jahrestage. 25 Jahre NATO-Beitritt und 20 Jahre Mitgliedschaft Polens in der Europäischen Union. Damals wuchs die EU von 15 auf 25 Mitglieder und begrüßte rund 75 Millionen neue Unionsbürgerinnen und -bürger. Die Osterweiterung der EU ist wirklich eine beispiellose Erfolgsgeschichte. Sie ist ein zentraler Meilenstein im Wiedervereinigungsprozess Europas“, sagte die Staatsministerin weiter. Lührmann nutzte allerdings dabei auch die Gelegenheit, um das polnische Verhalten in der Europäischen Union während der Regierung von „Recht und Gerechtigkeit“ (Prawo i Sprawiedliwość, PiS) zu kritisieren und ihre Sorgen für die weitere Zusammenarbeit auf europäischer Ebene auszusprechen. Heute befänden sich erneut zehn Staaten im Beitrittsverfahren. Damals wie heute sei die Erweiterung anspruchsvoll für die Kandidaten, aber auch für die EU selber, sagte sie: „Eine größere EU ist nicht ganz automatisch eine stärkere EU. Die EU muss sich daher auch weiterentwickeln und reformieren. Die EU muss auch mit mehr als 30 Mitgliedern handlungsfähig und resilient sein. Neben der Erweiterung brauchen wir deswegen auch interne Reformen in der EU. Dazu gehört auch die Diskussion über qualifizierte Mehrheitsentscheidungen in der EU. Aus meiner Perspektive zeigt die polnische Geschichte und das Liberum Veto die potenziellen Gefahren der Einstimmigkeit. Wir sollten daher den Mut haben, auch gemeinsam aus der

polnischen Geschichte zu lernen. Das Gleiche gilt auch für unsere Grundwerte. Wir müssen sie vor Angriffen von innen wie auch von außen schützen“, so die Politikerin wörtlich.

In seiner Ansprache bezog sich dagegen der Vorsitzende des Rates für die Zusammenarbeit mit Ukraine und zugleich Vorsitzende des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten des polnischen Sejm, Paweł Kowal, auf die Belle Époque; jene schöne Epoche, die für eine von politischen, sozialen, wirtschaftlichen, technologischen, kulturellen und wissenschaftlichen Umbrüchen und Fortschritten geprägte Periode um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert steht. Belle Époque wird hauptsächlich als eine lebensfrohe, durch Frieden, wirtschaftliches Wachstum und Wohlstand gekennzeichnete Kulturepoche in Europadargestellt und interpretiert. Doch diese endete, meint Kowal: „Die zentraleuropäische Belle Époque, unsere neue Belle Époque, endete endgültig mit dem breit gefächerten Überfall Russlands auf Ukraine. Wenn mich Menschen fragen, was ist die polnische Strategie in der Außenpolitik, antworte ich ganz einfach: Die Sicherheit. Es geht einfach um die Sicherheit. Dekaden des Friedens sind vorbei. Es gibt keinen Frieden mehr“. Darüber hinaus listete Kowal einige für ihn wichtige Punkte auf, die ein klares Zeichen gegen Putin und seine Autokratie setzen und die gemeinsame europäische Entschlossenheit zeigenwürden: „Wir sollten die europäische Energieversorgung umstellen, um ein seriöser Partner für die USA zu werden. Denn wir brauchen mehr Waffenproduktion, um Russland und andere potenzielle Kräfte abzuschrecken. Auch unsere Industrie sollten wir Richtung Waffenproduktion umgestalten. Aber nicht nur. Unsere Industrien sol-

len so gefördert werden, damit wir wettbewerbsfähig und in der Lage sind, unsere Grenzen und unsere Werte zu verteidigen. Unsere Aufgabe ist es, die EU und die Nato um Ukraine, Moldawien, Westbalkanländer und Georgien zu erweitern“.

Während geladene Gäste im besonnten Garten der polnischen Botschaft kulinarische Köstlichkeiten des Karpatenvorlands mit seiner Hauptstadt Rzeszów verkosteten, spürte manch einer auch kalten Wind im Rücken. Denn das rauschende Fest zum Jahrestag der Verabschiedung der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791 setzte auch starke politische Akzente für die von Putin und von anderen Autokraten sowie von Extremisten bedrohte Zukunft.

Zwei Männer den See betrachtend

Grzegorz Supady

In einem alten Masuren-Reiseführer schrieb ein heute nur schwer ermittelbarer Autor:

So vielfältig die Seen und ihre Umgebung, so wechselnd ist das Aussehen des einzelnen Sees zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten. Meist schlummern sie, und ihr Antlitz zeigt keine Falte; aber sie erwachen plötzlich und geraten in Zorn. So mancher Ruderer und Segler hat sein zu großes Vertrauen mit dem Leben bezahlt. Wild flutet der See!

Anschließend fügte der offenkundig dichterisch sehr begabte Verfasser noch eine lautmalerische Schilderung hinzu:

Der heiße Sommer bringt häufig Gewitter, die stundenlang anhalten, zuweilen einen See umwandeln, als bannte sie die gleißende Wasserfläche. Vor dem Ausbruch setzt die Eilung ein, die Sand und Blätter pfeifend vor sich her wirbelt als Auftakt zur heroischen Sinfonie der Naturgewalten.

So viel die alte Darstellung.

Man stelle sich nun einen lauwarmen Samstagabend Mitte Mai in Krutinnen vor, nur ungefähr einhundert Jahre später.

Über dem wohl urmasurischsten aller masurischen Dörfer und dem Dickicht einer nahezu unberührten Wildnis rundherum erglühen jetzt die letzten Strahlen der Abendsonne – über Dachgiebeln, Dachfirsten und Baumwipfeln.

Eine im Ort stattfindende Tagung klingt langsam aus. Alle Teilnehmern können daher etwas ausruhen. Mein aus einer Großstadt angereister Freund macht den Vorschlag, ihn an den unweit gelegenen See zu begleiten. Wohlwollend stimme ich zu.

Nach wenigen hundert Metern verschwindet plötzlich ein zwar schmaler, aber bislang sehr bequemer Gehsteig. Ich und der andere Ausflügler müssen uns seither nur gänseweise fortbewegen. Unser Ziel ist ein durch den Fluss Krutinna geschaffenes Gewässer gleichen Namens. Vielleicht kein so sagenumwobenes, wie einige andere hier, aber ein dennoch attraktives Wanderziel.

Nach etwa einer Viertelstunde Fußmarsch erschließt sich uns links ein Waldweg, der eigentlich einer länglichen Lichtung ähnelt. Dahinten kann man schon einen ruhigen Wasserspiegel durchschimmern sehen.

Auf einmal verzieht sich aber der sonst heitere Himmel mit pechschwarzen Wolken, die bald geschwollene Regentropfen auszuspucken beginnen. Gleichzeitig lassen sich ein heller Blitzzickzack sowie ein grölender Donner vernehmen. Bald gießt es aber schon in Strömen, so dass sich auf dem glitschigen Boden rinnende Bächlein formen, die hastig seewärts hinunterfließen.

Mit bewundernswerter Ruhe steht mein Begleiter da, mir zugewandt, als wäre ich sein natürlicher Satellit. Unerwartet fangen wir an zu fachsimpeln. Es ist eine angenehme Unterhaltung.

Der Sturm hat alle Anzeichen eines nicht aufhören wollenden Wolkenbruchs, was gleich eine grausig-gespentische Atmosphäre hervorruft.

In Gedanken stelle ich meinen ersten Vergleich an, und zwar den, der Martin Luther betrifft. In einer bis heute von vielen Protestanten bewohnten Gegend scheint es nicht ganz aus dem Rahmen fallend. Also, vor mehr als einem halben Jahrtausend erlebte der junge Augustiner-Mönch bei einem heftigen Gewitter, das ihn unterwegs zu seinem großen Lebensziel erwischte hatte, einen Riesenschreck. Um sein Leben bangend, versprach er damals dem lieben Herrgott, seinen Obolus zur Verbesserung der von ihm als durch und durch verkommen empfundenen Welt beizutragen, falls Dieser ihm sein junges Leben verschonen würde.

Bald fällt mir ein weiterer Vergleich ein, und zwar der bezüglich meines vor Jahren am oberbayerischen Königsee abgestatteten Besuchs. Da konnte ich auch in jenen Malerwinkel sehen, der so viele Denker und Dichter, darunter auch die Polen Przerwa-Tetmajer und Iwaszkiewicz, mit seiner nicht ganz so unbeschwertem Einmaligkeit beeindruckt hatte.

Und noch etwas kommt mir gleichzeitig in den Sinn, und zwar jener nächtliche Spaziergang im Sommer des Jahres 2011 entlang eines hübschen Stausees im Sauerland, in Gegenwart eines deutschen Dichters, seiner Ehefrau und der meinigen. An einen besonders romantisch anmutenden Aussichtspunkt angelangt, trug der deutsche Poet mit seiner sonoren Stimme das berühmte Gedicht von Goethe *Willkommen und Abschied* vor. Diesen und viele andere Auszüge aus der deutschen Dichtung lernte er übrigens schon **in** seiner Schulzeit auswendig, so dass er stets bereit war, ein paar Verse eindrucksvoll zu rezitieren.

Mein jetziger Wandergenosse macht den Eindruck, mich und sich

selbst auch in eine etwas heikle Lage verleitet zu haben. Er fühlt sich deswegen etwas schuldig, weil wir offensichtlich in einer Art Wasser-Falle stecken. Seine mutmaßlichen Gewissensbisse sind allerdings völlig unberechtigt, denn mit seinem Spaziergangvorschlag hatte er ja offensichtlich nichts Schlimmes gemeint. Da er sich wegen seines vermeintlichen Versehens dennoch zu rechtfertigen anfängt, werde ich nun ein wenig verlegen. Daher würde ich zu diesem Zeitpunkt lieber an den Mond – Klopstocks silbernen, stillen und schönen Gefährten der Nacht – denken, und nicht an das gänzlich verregnete Prosaische.

Plötzlich wir dein rotierendes Blaulicht eines vorbeifahrenden Feuerwehrgewagens in der fast perfekten Finsternis hörbar. Dies bringt mich auf eine weitere Assoziation, und zwar die rund um den schrecklichen Blitzschlag, der kurz nach dem Zweiten Weltkrieg das strohbedeckte Familienhaus meiner Mutter in Brand steckte und dabei ihre ältere Schwester tötete.

Zum Glück kommen wir beide jetzt glimpflich davon. Nur etwas strapaziert sehen unsere klitsche nassen Schuhe und die sonstigen Kleidungsstücke nach der Rückkehr aus. Und die in der masurischen Pension Verbliebenen können es kaum fassen, dass wir so etwas Unüberlegtes überhaupt gewagt haben.

Am darauffolgenden Sonntagmorgen werden wir von einer jungen Wissenschaftlerin nach unserem gestrigen Erlebnis ausgefragt. Dabei will uns die junge Dame ihr ganzes Wissen über alle Abwehrmaßnahmen der masurischen Bevölkerung bei heftigen Stürmen verraten. Ich reagiere darauf etwas ernüchternd: solche Maß-

nahmen seien gewissermaßen denen ähnlich, die ich sowieso vom Hörensagen meiner Großeltern, sowie meiner Verwandten kannte. Geboten war etwa, zwecks Vorbeugung, eine große Kerze anzuzünden und Heiligenbilder in die Fenster zu stellen, um ein zu befürchtetes Unheil abzuweisen. Klar, heutzutage kann man solche Schritte entbehren, da es ja überall Blitzableiter gibt.

Unterdessen erinnere ich mich zusätzlich noch daran, dass ein mir besonders nahestehender Schriftsteller namens Hippel, der im Zeitalter Kants zugleich Königsbergs Bürgermeister war, jene moderne Erfindung Benjamin Franklins bereits zu seiner Amtszeit, also im ausgehenden 18. Jahrhundert, in der Pregel-Stadt hatte anbringen lassen.

Derlei Gedanken, ausgelöst nur durch stürmisches Unwetter in Masuren, überkamen mich, einen der zwei Männer, die sich einst vorgenommen haben, einen See aus unmittelbarer Nähe betrachten zu wollen.

Worüber sinnierte aber zu jener Zeit mein Gefährte?

19.05.2014

Nicht für mich Chöre

Nicht für mich Chöre
Der Einsamkeit ich gehöre
Das kann ich eher nicht vergessen
Konfrontiert täglich mit ihren Finessen

Die sie mir serviert
Ich habe sie nicht abonniert
Sie mir zu liefern macht ihr Spaß
Ich darf nicht sagen voll ist das Maß

Sogar sie könnte mich verlassen
Nicht ich sie sondern sie mich schassen
Ich werde weiter schweigen sie nicht stören
Hundertprozentig will ich ihr das nicht schwören

Es liegt auf der Hand

Es liegt auf der Hand
Du bringst mich um den Verstand
So möchte ich gerne verrückt werden
Diese Art und Weise ist völlig normal auf Erden

Verstand hin oder her
Du gibst mir so viel mehr
Muss ich alles wissen verstehen
Nein es reicht gedanklich dich zu sehen

Bei Tag und Nacht
Dieses Bild bei mir entfacht
Gefühle über die ich gerade dichte
Als Erzähler dieser romantischen Geschichte

Stefan Pioskowik, Mai 2024

**DEUTSCH-POLNISCHES FRAUENFORUM ZWISCHEN
LANDKREIS OLSZTYN UND OSNABRÜCK
Warum solche Initiativen wichtig sind**

von Arkadiusz Łuba

Obwohl die Landkreise Olsztyn und Osnabrück über 1000 km auseinander liegen, sind sie ziemlich aktiv. Der Charakter der Beziehungen lässt sich schwer auf die offizielle Bezeichnung „Partnerschaft“ reduzieren. Denn die beiden Regionen verbindet Freundschaft.

Im Landkreis Olsztyn im Nordostpolen fand letzte Woche das Deutsch-Polnische Frauenforum statt. Der Autor dieser Worte durfte – ausnahmsweise – auch dabei sein. Die Idee hinter dem Begriff „Frauenforum“ erklärt die stellvertretende Landrätin Christiane Rottmann aus Osnabrück: „Wir haben das so genannt, weil es ein Frauenaustausch ist. Also es ist regelmäßig so, dass in den Treffen unser Landrat Andrzej Abako ein Mann ist oder der Busfahrer, oder ein Dolmetscher. Und sonst sind also komplett Frauen dabei“.

Die Sieben wird für eine glückliche Zahl gehalten. Und genau seit sieben Jahren findet in der gegebenen Form wechselnd in den Landkreisen Olsztyn und Osnabrück ein deutsch-polnisches Frauenforum statt. Der Fokus dieser Treffen gehört den Frauen. Die bisherigen Themen waren beispielsweise „Frauen in der Politik / Frauen in Unternehmen“, „Frauengesundheit“ oder „Häusliche Gewalt“. Und das diesjährige Thema war „Resilienz – Frauen

in der Krise“..„Jede Frau hat in ihrem Leben gute und schlechte Zeiten“, sagt Rottmann dazu: „Jede Frau hat sicherlich mal was erlebt, womit sie nicht so hundertprozentig gutzurecht kam. Das kann eine Trennung sein, das kann ein Todesfall sein, das kann sein, dass die Firma nicht gut läuft, das kann die Pflege der Eltern sein, wo man sich überlastet fühlt. Das können ganz viele andere Themen sein. Und wir wollen darüber reden, wie komme ich aus der Krise heraus?; wie kann ich es schaffen, dass ichwieder gut im Leben zurechtkomme, auch wenn ich mal eine schwierige Zeit hatte?“

Der Austausch findet in verschiedenen Workshops statt. Man hört auch Vorträge zum Thema. Dabei helfen immer Dolmetscherinnen und Dolmetscher, da nicht jede der teilnehmenden Frauen beide Sprachen spricht. Ein Meilenstein war dieses Jahr der Fachvortrag der polnischen Trauma-Psychologin Anna Hencka-Zyser. Das gesamte Programm vermittelte den Teilnehmerinnen insbesondere zwei Erkenntnisse: Frauen sind stark, auch oder vielleicht vor allem in Zeiten von Krisen. Dazu können sie dann viel erreichen, wenn sie einander zuhören. Joanna Michalska-Reda aus dem Landkreisvorstand Olsztyn: „Das war auch die Idee zum Frauenforum eigentlich. Denn Frauen sind gut organisiert. Sie können sich auch in vielen Lebensbereichen sehr gut gegenseitig unterstützen – bei der Politik, bei Business, bei der Selbstverwaltung und in vielen andern Bereichen. Für mich liegt das größte Potenzial darin, diese Frauen miteinander bekannt zu machen. Ich erzähle ihnen von dem, was in Polen geschieht und wie wir die Dinge hier machen. Dann hören wir davon, wie es auf der deutschen Seite aussieht. Wir tauschen unsere Erfahrungen aus. Wir lernen einfach beide

Nationen kennen, aber auch die Besonderheiten in jedem Land“. Die Plätze sind begrenzt. Jeweils 25 Frauen aus Polen und aus Deutschland. Frauen aus der Wirtschaft und aus der Politik, aus dem Kreistag und Ratsmitglieder, Gleichstellungsbeauftragte. Interessentinnen gibt es immer mehr als es die Plätze gibt. Entscheidend ist es, wie es grad in den Terminkalender der aktiven Frauen passt. Wer zuerst sich anmeldet, kommt mit. Perspektivenwechsel und Weiterbildung sind dabei garantiert.

Michalska-Reda: „Genau darum geht es auch in unserem Forum: Dass wir uns gegenseitig Aufmerksamkeit schenken und ein wenig dem Alltag entfliehen können, um dem Trubel zu entkommen. Dabei reinigen wir unsere Köpfe von Gedanken und Belastungen. Das ist auch sehr notwendig“.

Im Rahmen des Deutsch-Polnischen Frauenforums unterschrieben Landrätinnen aus Olsztyn und Osnabrück im vergangenen Jahr Erklärung für „Völkerverständigung, Partnerschaft und Zusammenarbeit“. In dieser erklären die Frauen unter anderem, dass sie den Dialog zu gesellschaftlichen und politischen Themen fortsetzen werden, sich regelmäßig treffen und bei frauenrelevanten Themen auch in Zukunft eng zusammenarbeiten. Die Landrätin Anna Keschullaus Osnabrück erklärte damals den Hintergrund für die Unterzeichnung folgendermaßen: „Der Krieg in Europa verdeutlicht, wie wichtig der direkte Austausch, die freundschaftlichen Verbindungen zwischen Ländern und vor allem zwischen den Menschen sind“. Die Idee zu der Erklärung war im September 2022 bei einem Besuch in Olsztyn entstanden.

Und was wünschen sich die Frauen für die nächsten Jahre des Deutsch-Polnischen Frauenforums? Christiane Rottmann: „Ich würde mir wünschen, dass die Freundschaft, die eben schon besteht, unter den vielen Frauen auf jeden Fall bestehen bleibt und dass ganz viele Freundschaften hinzukommen. Ich freue mich darüber, dass auch in diesem Frauenforum, in diesem Austausch, wiedereinige Frauen dabei sind, die das erste Mal hier sind. Und schon am ersten Tag merkt man die große Begeisterung von diesem wunderschönen Land. Die Herzlichkeit, die Gastfreundschaft, das tolle Essen, die grüne Landschaft sowie die ganzen Seen. Es ist einfach wunderschön und wir freuen uns riesig wechselseitig auf unsere gemeinsame Zeit“.

Das Frauenforum ist nur ein Baustein von vielen in der langjährigen Partnerschaft von den Landkreisen Olsztyn und Osnabrück. Im Herbst feiert sie ihr 25-jähriges Jubiläum. Bei den Feierlichkeiten sind sicherlich auch viele Frauen dabei.

Mit den gefiederten Haustieren auf Du und Du.

Siegfried Burghardt

Vom Hahnenschrei geweckt zu werden, auch das sind Kindheitserinnerungen eines masurischen Dorfjungen. Das vertraute Krähen erschreckte mich nicht. Ich wurde dennoch sanft geweckt. Ähnlich erging es den Hennen, die nach dem Weckruf des Gockels ihre Schlafstangen im Stall verließen und auf der Hühnerleiter nach draußen flatterten.

Sobald ich mit Körnerfutter auf dem Hof erschien, hatte ich noch vor dem Frühstück das unvergleichliche Vergnügen, von der Hühnerschar in ungeduldiger Erwartung empfangen zu werden. Als sie meinen Lockruf *Tschiep, Tschiep, Tschiep* hörten, wurde ich von den Tieren umringt. Ich blieb wie angewurzelt stehen, um ihnen nicht auf die Füße zu treten. Nachdem ich die Körner weit verstreute, stoben die Vögel auseinander und hackten gierig nach dem Futter. Ich verstreute die Körner weitläufig, weil ich beobachtete, dass auf engem Raum die schwächeren Hennen von dominierenden gehackt wurden. Von einer Hack- und Rangordnung wusste ich damals noch nichts.

Das lebhafte Treiben auf dem Hof war, jahreszeitlich bedingt, sehr unterschiedlich.

Im Frühjahr fehlten draußen einige Hennen. Dann fütterte ich die brütenden Glucken im Haus in einem warmen Abstellraum. Das Verhalten der gluckenden Hennen war mir stets ein Rätsel, wenn sie aufgeplustert sich sehr seltsam verhielten und andersartige Laute von sich gaben. Ich beobachtete gern das vielfältige Leben

auf dem Hof, wenn die Hühner-, Gänse- und Entenmütter mit ihren Küken das Gelände bevölkerten. Für meine Geschwister und mich war es die schönste Zeit im Umgang mit den gefiederten Haustieren.

Wenn Gefahr drohte, war eine Glucke stets eine aufmerksame Beschützerin. Dann versteckten sich die Küken unter ihren Flügeln. Es war ein vergnüglicher Anblick, wenn ein Federbällchen sein Köpfchen neugierig aus dem mütterlichen Gefieder herausstreckte. Deshalb hatten wir Kinder wenig Verständnis, wenn dieselbe Mama beim Scharren auf dem Erdboden sich gegenüber ihren Kindern tollpatschig und rücksichtslos verhielt. Nachdem sie die kleinen Purzel mit Lockrufen um sich scharte, scharrte sie kraftvoll, ohne auf die versammelten Kleinen zu achten. Nicht selten traf sie dabei mit ihrem kräftigen Fuß ein Küken, das durch die Luft wirbelte und einen Purzelbaum schlug. In Masuren nannte man diese Turnübung einen Kopskegel. Der Sturz schien den Winzlingen nichts auszumachen. Sie kamen wieder schnell auf die Beine und rannten schnurstracks zur Mama.

Ich staunte, wenn die Küken, erst wenige Tage alt, auch auf dem Boden scharrten, sogar auf einer glatten Oberfläche, wo sie nichts heraus scharren konnten. Da dämmerte es mir, dass dieses Verhalten angeboren und für die Tiere nicht einsichtig war. Es war stets amüsant, wenn die kleinen Wesen beim Scharren mit ihren dünnen, wackeligen Beinchen das Gleichgewicht verloren und auf den Podex fielen.

Manchmal kam es vor, dass eine Glucke zusammen mit Hühneriern auch Enteneier ausbrütete. Dann akzeptierte sie die Enten-

küken auch als eigene Kinder. Für die Enten gab es auf dem Hof einen kleinen Planschteich. Wenn die Entlein beim Spaziergang mit ihrer Pflegemutter die Wasserfläche entdeckten, verspürten sie einen natürlichen Drang zum Schwimmen und hüpften ins Wasser. Die verzweifelte Henne rannte aufgeregt mit Warnrufen um das Gewässer. Sie verstand ihre Welt nicht mehr beim Anblick dieses unartigen, d. h. aus der Art geratenen Verhaltens ihrer Kinder.

Ich fand dieses Ereignis vorwiegend erheiternd. Die meisten gefiederten Haustiere wurden nicht in Gehegen gehalten. Fast alle Geflügelhalter ließen ihre Tiere frei laufen. Vor allem die Hühner zeigten sich mitten im Ort auf Wegen und nicht eingezäunten Äckern und Wiesen. Auffallend bestimmten sie den Dorfcharakter. Beim freien Aufenthalt in den verschiedenen Arealen stand ein vielfältiges Nahrungsangebot zur Verfügung. Ich war erstaunt, was Hühner so alles zu sich nehmen. Neben pflanzlichen Produkten gehörten auch zahlreiche Kleintier-Arten zu ihrer Beute, vor allem Würmer und Käfer. Dazu zählte auch der bei den Kindern sehr beliebte Maikäfer.

Zu Beginn der vierziger Jahre gab es einmal in Masuren eine regelrechte Maikäfer- Invasion. Wie reife Früchte hingen die laubfressenden Käfer massenhaft an den kahl gefressenen Zweigen junger Birken. Der ungewöhnliche Anblick brachte mich auf die grandiose Idee, meine geliebten Hühner mit der Delikatesse „Maikäfer“ zu verwöhnen. Es machte wenig Mühe, die sechs beinigen „Früchte“ herunterzuschütteln und in einem Eimer mit Deckel zum Hühnerhof zu tragen. Ich war sehr gespannt, weil ich wusste, dass Hühner Maikäfer gern essen.

Mit Lockrufen streute ich vor der versammelten Hühnerschar die Käfer auf den Erdboden, genauso wie bei der Fütterung mit Getreidekörnern. Die Hühner verschlangen die recht großen Insekten gierig und fast so schnell wie Körner, so dass nur wenige Käfer sich mit Abflug retten konnten. In meinem Eifer versäumte ich, das delikate Nahrungsangebot sparsam zu dosieren. Die unersättlichen Hennen hatten sich glatt überfressen, denn sie litten am nächsten Tag unter Appetitlosigkeit. Sie legten aber dennoch fleißig Eier, die zum Frühstück serviert wurden. Ich hatte an den nächsten drei Tagen keinen großen Appetit auf Frühstückseier.

Unsere gefiederten Freigänger waren natürlich in der Natur größeren Gefahren ausgesetzt als die Hühner in Gehegen und eingezäunten Ausläufen. Deshalb war es nicht ungewöhnlich, dass besonders Junghennen auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Hühnervögel zählen auch zur Beute von Greifvögeln und Raubtieren. So war es im Spätsommer 1943 nicht ungewöhnlich, dass die Henne Hilde tagelang von der Bildfläche verschwand.

Auf dem Hof lag ein großer Reisig-Haufen. Als ich eines Tages davor stand und mit einem Beil auf dem Hauklotz die Zweige zu Kleinholz zerhackte, versetzte mich ein Ereignis in ungläubiges Staunen. Henne Hilde tauchte mit geplustertem Gefieder und glucksenden Lauten aus dem Reisig-Haufen auf. Ich traute meinen Augen nicht, als ihr acht munter hüpfende Küken folgten. Im Reisig gut versteckt, entdeckte ich ein leeres Nest.

Was hatte sich ereignet? Hilde hatte sich nicht auf ein von Menschen vorbereitetes Brut-Nest setzen lassen. Sie hat völlig selbst-

ständig wie ein Wildhuhn gehandelt und ihre eigenen Eier ausgebrütet, als der Mutter-Instinkt sie in den Zustand einer Glucke versetzte. Es ist bemerkenswert, dass sie es nicht versäumte, regelmäßig mit dem Hahn zu flirten, denn alle Eier waren befruchtet. Es wunderte mich ein wenig, dass sie als Glucke nie zu den üblichen Fütterungszeiten erschien.

Hilde erinnerte mich auch bei der Betreuung ihres Nachwuchses an ein Wildtier. Sie entfernte sich mit ihren Küken nicht selten ziemlich weit vom Hof und lockte sie häufig auch mit aufgescharrten Regenwürmern und Insekten. Offensichtlich störte es die mutige Glucke nicht, dass sie sich dadurch mit ihrem Nachwuchs einer größeren Gefahr aussetzte. Ein Gefahrenmoment blieb mir in unvergesslicher Erinnerung.

Wie angewurzelt stand Hilde aufrecht und mutig an einem Grabenrand, alle Küken unter ihren Flügeln versteckt. Auf der anderen Seite des Grabens, nur etwa zwei Meter entfernt, lauerte ein Habicht mit gierigem Blick, der die Glucke nicht aus der Ruhe brachte. Als ich mich den Tieren näherte, flog der Greifvogel davon. Die Kleinen schlüpfen aus ihrer Deckung, und Mama Hilde führte sie unaufgeregt in den Stall.

Im Rückblick empfinde ich, dass ich in jener Zeit mit glücklichen Hühnern auf Du und Du stand. Sie haben meine Kindheit in Masuren bereichert.

Ich freue mich, wenn ich inzwischen häufiger frei laufende Hühner entdecke und hoffe, dass die Tierquälerei bei der Legehennenhaltung bald beendet ist.

„Reinhard Donder und seine Serie: „Künstler aus Lyck/ Elk“.

Walter Tanau

Ein Lycker, geb. am 16. November 1911, aufgewachsen und dort die Schule besucht, sein Vater Friedrich Oberlokkführer verheiratet mit Auguste, geb. Kloss, sie wohnten im Lycker Garten 4, ein östlicher Vorort von Lyck.

Nach dem Schulbesuch 1926 begann Walter T. eine Tätigkeit als Zeichner beim Vermessungsamt in Gumbinnen. Seine Talent und seine Begeisterung galt jedoch der Malerei, er legte seine Arbeiten **Otto Müller*** vor. Müller fand Gefallen an seinen Arbeiten und er lud ihn als Student zum Sommerseminar an der Kunstakademie ein.

Von 1932 bis 1935 studierte er an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden, seine Tutoren waren Max Feldbauer, Richard Müller, Prof. Dietrich u.a. dort, während des Studiums arbeitete er nebenbei als Kulissenmaler an der Semperoper in Dresden. In dieser Zeit, von 1935 bis 1937 entstanden einige seiner Werke, er widmete sich auch der Aktmalerei.

Bereits 1937 wurde er zur Wehrmacht einberufen, er nahm an den Feldzügen in Osteuropa teil; 1941 schwer verwundet während des Russlandfeldzuges.

Er kam ins Lazarett nach Straubing/Bayern, hier lernte er seine Frau Elisabeth kennen und beide heirateten und zogen nach Kelheim/Donau.

Walter Tanau war ein Künstler der **Verschollenen/Vergessenen/Verlorenen Generation****

Die Künstler der „Verschollenen Generation“ sind auf keinen einheitlichen Kunststil festzulegen, sie arbeiten sowohl gegen-

ständig, expressionistisch, expressiv-realistisch oder auch völlig abstrakt.

Auch bei Tanau findet man eine große Bandbreite aller Stilrichtungen.

Walter Tanau starb am 19.10.1971 in Kelheim.

Reinhard Donder, 15. Juni 2024

*Otto Mueller war ein deutscher Maler und Lithograf des Expressionismus. Er gehörte der Künstlergruppe „Brücke“ an und gilt als einer der bedeutendsten Expressionisten.

**diese Bezeichnung galt für Künstler aller Art, welche durch den Nationalsozialismus und den 2. WK in ihrer künstlerischen Art gehindert/unterbrochen waren

Grzegorz Supady

Ein Sachse fährt nach Masuren

Teil 1.

Da eine durch die Deutsche Reichsbahn in Betrieb genommene Direktverbindung von der Sachsenmetropole Leipzig nach Insterburg in Ostpreußen bestand, entschloss sich Dr. Georg Lindenschmidt, ein langjähriger Bibliothekar bei der Deutschen Bücherei, eine Fahrt nach Masuren zu wagen. Sowohl die Umgebung Leipzigs als auch das ganze Sachsenland, darüber hinaus noch Thüringen und das Riesengebirge, hatte er schon ziemlich gut erkundet. Vom Hörensagen wusste er aber, dass auch das deutsche Grenzland im weitesten Nordostwinkel des Großdeutschen Reiches manch einen reisewürdigen Reiz anzubieten hat. Was ihn bislang von so einem scheinbar waghalsigen Abstecher ins Ungewisse abhielt, war eine große Entfernung zwischen seiner Heimatstadt und dem sagemumwobenen Land der Masuren.

Er erkundigte sich am Auskunftsschalter der Reichsbahn am Leipziger Bahnhof nach den Details einer etwaigen Bahnfahrt mit dem täglich dorthin verkehrenden Zug. Mehr noch, ihm wurde gleichzeitig ein handgeschriebener Zettel mit dem Zugverlauf in die Hand gedrückt. Zu Hause konfrontierte er akribisch jeweilige Halte mit seiner etwas schon zerschlissenen Deutschlandkarte. Dabei kam er schnell zum Schluss, dass es seine bisher risikoreichste Exkursion sein könnte, wenn er mal tatsächlich zu einer Fahrt nach Masurenaufbrechen würde. Also, mit demselben Zug würde er sowieso direkt dort nicht hinkommen. In Allenstein müsste er nämlich den Eilzug verlassen und in einen einfachen

Personenzug umsteigen. Denn, es sei nochmals daran erinnert werden: das von vielen so sehr angebetete Masuren liegt noch hinter Allenstein.

Dr. Lindenbach verfügte über einen im Vergleich zu einem Normalbürger erleichterten, oder besser gesagt uneingeschränkten, Zugriff auf Veröffentlichungen verschiedenster Art. Daher konnte er sich jederzeit problemlos jede sein schäbige Reisebuchüber Masuren verschaffen. Sofort erfuhr er also aus einem solchen Buch, dass manche Leute schon die an der Bahnstrecke liegende Stadt Osterode für eine masurische Hochburg hielten. Nicht nur in der Auffassung der Eingeweihten schlug das Herz dieses Gebietes eigentlich anderswo. Aus diesem Grund nahm sich Dr. Lindenbach vor, direkt ins Kernland Masurens, das heißt nach Nikolaiken oder Sensburg, vorzustößen.

An einem verregneten Septembertag 1941 meldete er sich pünktlich an dem größten Bahnhof Europas, auf den sowohl er als auch seine sächsischen Landleute unheimlich stolz waren. Seine Gedanken flogen schon zu einem anderen Ort, nämlich nach Allenstein. Dabei war es sich sicher, dass der dortige Hauptbahnhof viel bescheidener als dessen Leipziger Pendant aussehen würde. Mit einem kantigen Koffer in der Hand nahm er Platz in einem bequemen Abteil. Genau um 7.21 Uhr setzte sich sein durch eine schnaufende Dampflok betriebener Zug in Bewegung. Der erste Halt war schon nach wenigen Minuten vorgesehen, nämlich in Eilenburg. Dies war nur dadurch verursacht, dass gerade dort ein paar Wagen aus Halle an der Saale angekoppelt werden sollten. Sonst würde es sich bestimmt erübrigen, in so einem kleinen Ort überhaupt Zeit zu

verprassen. Ähnliches wiederholte sich in Doberlug-Kirchhain, mit dem Unterschied allerdings, dass hier kein neuer Zug teil mehr hinzukam. Doch dieser kleine Ort, dem vielleicht ein etwas zu langer Doppelname beigelegt wurde, schien eine gut frequentierte Umsteigestation zu sein. Daher stiegen dort ziemlich viele Fahrgäste zu. Zwischen Doberlug-Kirchhain und Cottbus gewann Dr. Lindenbacheine Chance, die ganze Schönheit der Lausitz, dieses noch intakten Naturparadieses, zu bestaunen. Auch diesen Landstrich kannte er aber wie seine eigene Westentasche, so dass er jetzt den Eindruck erwecken konnte, sich gerade auf diesem Teilabschnitt seiner Reise sichtlich zu langweilen.

Vom bleischweren Himmel verschwanden inzwischen dunkle Regenwolken Schwaden, so dass es auf einmal sonnig und heiter wurde. Die pünktliche Einfahrt in Cottbus, der sorbischen Metropole, erfolgte eine Viertelstunde vor zehn Uhr. Bald hielt Dr. Lindenbachs Zugaber schon in dem beiderseits der Neiße gelegenen Guben, allerdings nur für wenige Minuten. Sein oft benutzter Continental-Reiseatlas, den er ebenfalls mit eingepackt hatte, lieferte ihm schon jetzt eine ausführliche Auskunft über diese traditionsreiche Weberstadt. Doch ihn, einen eingefleischten Kulturmenschen, interessierte fast kein rein irdisches Ausmaß des Lebens. Er strebte es nämlich mit bewundernswerter Konsequenz an, sich meist in viel höheren Regionen des Daseins zu bewegen. Deswegen stellte er sich gleich das angeblich unauffällige Guben als die Geburtsstadt von Corona Schröter, jener begnadeten Schauspielerin der Goethezeit. Schließlich war es sie – und keine andere Frau – die die Titelprotagonistin von *Iphigenie in Tauris* auf der Bühne des Weimarer Hoftheaters verkörperte. Da in der

Vorstellung Dr. Lindenbachs ganz Ostpreußen eine rechten *terraincognita* glich, wusste er selbstverständlich auch nicht, dass es in dem fernen Allenstein eine ehrwürdige Schuleinrichtung – das in einem Klinkerbau untergebrachte Kaiser-Wilhelm-Gymnasium – gibt, wo ein gleichnamiges Gemälde in der Aula hängt.

Ehe sich der kulturinteressierte Fahrgast also umsehen konnte, war er schon zum anderen Ufer der Neißeübergesetzt. Die nächste Haltestelle war in einer Stadt geplant, die schon an einem sichtbar mächtigeren Fluss, der Oder, lag. Es war Crossen, ein schläfriges Kaff mit vielleicht verborgenem Charme, das leider nur schwer sichtbar war, weil sich der Bahnhof weit außerhalb dieses Städtchens befand. Obwohl es für die Örtlichen wohl in sehr wichtiger Umstand war, beschäftigte er Dr. Lindenbach leider kaum. Mehr Interesse weckte in ihm die Ortschaft selbst, weil gerade dort ein namhafter Schriftsteller das Licht der Welt erblickt hatte. Es war der hinter einem komischen Pseudonym – Klabund – getarnte Alfred Henschke. Dieser einst so gefeierte Autor war aber frühzeitig verstorben, was die Literaturwelt sehr bedauerte. Auch Dr. Lindenbach konnte sich an Henschkes Tod noch sehr gut erinnern, zumal es ein Jahr vor dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise war, die zu einem gravierenden Einschnitt auch in seinem Leben wurde. Während er sich in seinen Gedanken darüber verlor, kam sein Zug in der frühen Mittags stand ein Neu Bensch an. Es war wieder ein kleiner Fleck, ähnlich wie sein wohl älterer Brudernamens Bensch, wo zwei Jahrzehnte lang die Grenze zwischen Polen und Deutschland verlief. Einigermaßen freute sich Dr. Lindenbach darüber, dass auch dieser flache Landstrich dem Deutschen Reich einverleibt worden war. Dadurch entfielen die sonst so umständli-

chen und zeitraubenden Grenzkontrollen, etwa dann, wenn man hinüber nach Ostpreußen gelangen wollte.

Nach einer knapp anderthalb Stunden dauernden Weiterfahrt rollte sein Zug ins weitläufige Gelände des Posener Hauptbahnhofs ein. Der Menschenandrang war hier riesengroß, vergleichbar mit den Menschenmassen in seiner Heimatstadt Leipzig. Dr. Lindenbach gehörte zu den wenigen Passagieren, die nicht aus- beziehungsweise einsteigen wollten, sondern auf ihren Sitzplätzen wie festgenagelt blieben. Er machte den Eindruck, als ob er um jeden Preis seine Platzreservierung zu verteidigen suchte. Eigentlich erhoffte er sich gerade dort sein verqualmtes Abteil für kurze Zeit zu verlassen, um seine eingeschlafenen Muskeln zu entspannen. Dies erwies sich zwar möglich, doch er rührte sich nicht. Schon nach einer kurzen Pause wurde nämlich wiederum ein schriller Pfiff des sichtbar ermatteten Schaffners hörbar, was ein klares Abfahrtszeichen zu bedeuten hatte. Nicht nur er lehnte sich aus dem verrußten Fenster hinaus, um etwas frische Luft zu schnappen und sich gleichzeitig zumindest flüchtig die Stadt Posen anzusehen. Dies machte übrigens einen sehr guten Eindruck auf ihn. Ihm fiel gerade zeitig noch ein, dass auch hier, ähnlich wie in Leipzig, verschiedene Messen stattfinden. An einer solchen in Leipzig abgehaltenen Veranstaltung beteiligte sich vor etlichen Jahren sein in Borna wohnhafter Vetter – ein Ingenieur für Eisenbahnwesen. Und auf noch eine Sache lenkte Dr. Lindenbach seine Aufmerksamkeit, während er am Posener Bahnhof durchs Abteilstfenster schaute: Auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig wurde gerade ein Zug bereitgestellt, der bald nach Jarotschin abfahren sollte. Der Name dieses Städtchens kam ihm nicht ganz so fremd vor,

und das aus dem folgenden Grund: Dort wurde die eine heutzutage immer erfolgreichere junge Opernsängerin geboren, und zwar Elisabeth Schwarzkopf. Ihre Stimme hört man neulich immer häufiger im Reichsrundfunk. Einmal erzählte die vielversprechende Sopranistin, vielleicht eine künftig gefeierte Diva, in einem Interview für die Musikredaktion dieser Rundfunkanstalt von ihrer Geburtsstadt Jarotschin.

Wie dem auch sei – bald tuckerte sein Zug schon auf einer Eisenbahnbrücke, unter der ein Strom langsam floss. Es war die Warthe – eine Namensgeberin der kürzlich ins Leben gerufenen Provinz Warthegau. Der Fluss selbst begeisterte ihn kaum, er tröstete sich aber, binnen kurzem eine wahre Königin unter den vielen Ostsee-Strömen sehen zu können: die Weichsel. Zwischen Thorn und Posen waren es jedenfalls noch mehrere Kilometer zu bewältigen. Hinter den Fenstern flimmerten inzwischen kleine Bahnhofsgebäude, unbekannte Kleinstadtidyllen und gottverlassene Dörfer. Die zwei größeren ans Bahngeleise angewachsenen Städte hießen hier Gnesen und Hohensalza. Ehrlich gesagt: Dr. Lindenbach hatte keine blässeste Ahnung vom Bestehen so eines Nestes wie Gnesen, außer vielleicht der Tatsache, dass es eine Art Hauptstadt für die polnischen Stämme im Mittelalter war. Doch davon wird binnen der Jahrhunderte bekanntlich nicht viel übriggeblieben sein. Die Stadt Hohensalza stellte aber etwas völlig anderes dar. Dr. Lindenbach war darüber sehr gut unterrichtet, dass darin keine Anspielung auf Hermann von Salza, den Hochmeister des Deutschen Ordens, stecken würde. Ein Blick in den nahezu allwissenden Reiseführer verhalf ihm bald zu erfahren, dass der Name selbst auf Salzvorkommen hinauslaufen muss. Dort stand außerdem, dass die Stadt

ein bekanntes Kurbad und durch seine Gradierwerke weit und breit bekannt geworden sei.

Nach seiner Ankunft am Thorner Hauptbahnhof konnte Dr. Lindenbach die Tatsache nicht entgehen, dass das große Klinkergebäude dem erst vor kurzem gesehenen Bahnhof in Hohensalza täuschen dähnlich war. Er fand die beiden Bauten sehr gepflegt und ihrer Städtewürdig. Kurz vor der Einfahrt ließ sich eine mächtige Brücke aus Eisen mit ihren vielen vergitterten Bögen sehen. Darauf rollte gerade gemächlich eine Straßenbahn, die, wie es sich nach wenigen Minuten feststellen ließ, die Thorner Innenstadt mit dem Bahnhof über die Weichsel verband. Kurz nachdem der Hauptbahnhof nicht mehr sichtbar war, überkam den auf Reisen ins geheimnisvolle Preußenland befindlichen Bildungsbürgers aus Sachsen ein Gefühl des Unwohlseins. Er fühlte sich plötzlich so, als hätte er sich in einem Urwald verlaufen. Das nahe Weichselufer war nämlich durch ein dichtes Gebüsch bewachsen, über das unzählige wasserfreundliche Bäume hinausragten. Die baldige Auffahrt auf die eiserne Weichselbrücke bot ein einmaliges Erlebnis, so dass sich der waschechte Leipziger schnell von der gerade erlebten Sinnesempfindung erholte. Vom Zugabteil aus erstreckte sich jetzt ein herrlicher Ausblick auf die backsteinerner Stadt Thorn, mit ihren hohen Kirchtürmen und einer hohen Wehrmauer, die den Stadtkern vor der zerstörerischen Kraft der angeschwollenen Weichsel schützen sollte. Kurz danach erreichte die Bahn die Station Thorn Stadt. Da diese Anlage sehr schmal war und eigentlich nur zwei Gleise besaß, durfte dort nicht lange angehalten werden.

Es war Spätsommer in seiner vollen Pracht. Daher war es noch zu dieser späten Tageszeit hell, so dass man manch eine schöne Beobachtung anstellen konnte. Die hiesige Landschaft zeichnete sich

allerdings nicht unbedingt durch eine Anhäufung von größeren Ortschaften aus. Ehrlich gesagt: Sie schien vieler ortsmenschenleer und öde zu sein. Meist waren es kleinere Niederlassungen am Rande des ehemals so mächtigen Deutschordensstaates. In Goßlershausen, einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt auf dieser hierorts diagonal verlaufenden Strecke, erspähte Dr. Lindenbach wiederum einen gelben Klinkerbau, was ein deutliches Zeichen dafür war, dass sein Zug von der eigentlichen Strecke kaum abgewichen war. Beim kurzen Halt in Goßlershausen vernahm er noch eine laute Durchsage: Sie betraf einen hier erwarteten Bahnanschluss nach Graudenz sowie einen in Gegenrichtung, nach Strasburg.

Nach einer weiteren halben Stunde konnte er an einem wiederum weitläufigen Bahnhofsareal ankommen, und zwar dem in Deutsch Eylau. Der Name dieser Stadt, deren fahle Lichter gerade sichtbar wurden, brachte Dr. Lindenbach sofort auf eine Assoziation zu ähnlichen Namensgebungen, die er einmal schon irgendwo gesehen haben muss. Es waren kleine Ansiedelungen am Rande des Großdeutschen Reiches, meistens im tiefen Südwesten, wo das Deutschtum ebenfalls an den slawischen Siedlungsraum stößt. Bis her vermutete er aber kein solches Beispiel in Ostpreußen, obwohl dieser Landstrich doch für ein typisches Grenzgebiet gehalten wird. Nach ein paar Minuten musste er aber schon vom Deutsch Eylauer Bahnhof Abschied nehmen, der jedenfalls ganz anders als die vorherigen Stationsgebäude aussah. Diesmal war es ein gedrungener Backsteinbau.

Den Abschnitt zwischen Deutsch Eylau und Osterode legte der aus dem Sachenlande kommende Schnellzug in gut dreißig Minuten

zurück. Auch in Osterode bot sich die Möglichkeit, günstige Anschlüsse in die umliegenden Dörfer und Kleinstädte zu erreichen.

Allmählich wurde der Fahrgast unruhiger und zugleich ungeduldiger. Der Grund dafür war folgender: plötzlich vergegenwärtigte er sich, in absehbarer Zeit in einer völlig fremden Stadt aussteigen zu müssen. Dessen ungeachtet versprach er sich, die Namen der letzten Haltestellen vor Allenstein, die meist in dichten Wäldern versteckt waren, zu Papier zu bringen. Er tat es in Wirklichkeit, so dass auf einem Blatt in seinem Notizblock Ortsnamen wie Altfincken, Biesellen, Schönefelde und Natternauftauchten. Er schreckte vor dem letzten Namen zurück, weil er sich immer vor solchen Tieren wie Schlangen, hauptsächlich eben vor Nattern, ekelte.

Kurz vor Abendeinbruch kam der jetzt echtreisemüde Sachse endlich in Allenstein an. Schon auf den ersten Blick konnte er es auskundschaften, dass es eine expandierende Stadt in dem ihm ebenfalls völlig unbekannt vorkommenden Ermland war. Jetzt dachte er aber nur an eines: im „Deutschen Haus“, einem für hiesige Verhältnisse als exklusiv bezeichneten Hotel in der Allensteiner Innenstadt, abzusteigen. Ja, an nichts dachte er jetzt sehnlicher als daran: dort gemütlich in die Federn zu schlüpfen. Schon am nächsten Morgen wollte er allerdings weiterfahren: nach dem ersehnten Masuren.

Den Gedanken, morgen den vormittäglichen Zug von Allenstein nach Lyck zu nehmen, lehnte Dr. Lindenbach ziemlich schnell ab, weil er nach einer so strapazierenden Anfahrt ausschlafen wollte. Er hatte auch vor, zumindest einen flüchtigen Blick auf Allenstein zu werfen. So oder so, pünktlich um 13.50 Uhr sollte sein Zug

morgen abfahren, mit dem er ins Masurische hinein reisen sollte. Nach einer ruhig zugebrachten Nacht, in der ihn weder quietschende Straßenbahnwagen noch beschwipstem Hotelgaste gestört hatten, traf er sich wieder am Allensteiner Bahnhof ein. Wiederum wurde er seiner bestechenden Ähnlichkeit mit den anderen Stationsgebäuden an derselben Strecke gewahr. In der Bahnhofshalle beschloss er, sich einen auf großen Tafeln abgedruckten Fahrplan genauer anzusehen, da er eigentlich noch im Unsicheren war, was seine eigentliche Endstation werden sollte. Beim aufmerksamen Durchlesen des Zug laufs kamen ihm schon die ersten dort befindlichen Ortsnamen ziemlich seltsam vor: Klaukendorf, Märtingsdorf, Passenheim, Grommen. Eine Ahnung hatte er nur von dem größeren Flecken Ortelsburg, hinter dem wiederum recht skurril klingende Dorfnamen auftauchten: Ebendorf, Groß Jerutten, Altkirchen, Grünwalde, Puppen und Kurwien. Erst der Ortsname Niedersee war auf dem Fahrplan fettgedruckt, so wie auch derjenige in Johannsburg. Dazwischen gab es noch eine Station, und zwar Breitenheide.

Dr. Lindenbach wusste es schon, dass es keinen Sinn machen würde, etwas weiter vorzustoßen, etwa nach Gutten, Flockau oder Gehlenburg, da sie schon am äußersten Randedes Masurenlandes lagen und nicht unbedingt als ausgesprochen masurisch galten.

Teil 2 in der nächsten Ausgabe

INHALT

- 3 **Wiktor Marek Leyk**
- 9 In Berlin wurde Tag der Verfassung der Republik Polen
vom 3. Mai 1791 gefeiert
von **Arkadiusz Łuba**
- 14 Zwei Männer den See betrachtend
von **Grzegorz Supady**
- 19 Nicht für mich Chöre, Es liegt auf der Hand
von **Stefan Pioskowik**
- 20 DEUTSCH-POLNISCHES FRAUENFORUM ZWI
SCHEN LANDKREIS OLSZTYN UND OSNABRÜCK
von **Arkadiusz Łuba**
- 24 Mit den gefiederten Haustieren auf Du und Du.
von **Siegfried Burghardt**
- 29 *„Reinhard Donder und seine Serie: „Künstler aus
Lyck/ Elk“.*
Walter Tanau
- 31 **Grzegorz Supady**
Ein Sachse fährt nach Masuren - Teil 1.

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Walter Tanau war ein Künstler der Verschollenen/Vergessenen/Verlorenen Generation

Foto: Reinhard Donder

S.29



Polnische und deutsche Frauen während eines festlichen Abends im Rahmen des Deutsch-Polnischen Frauenforums, Bartag, fot. © Arkadiusz Luba